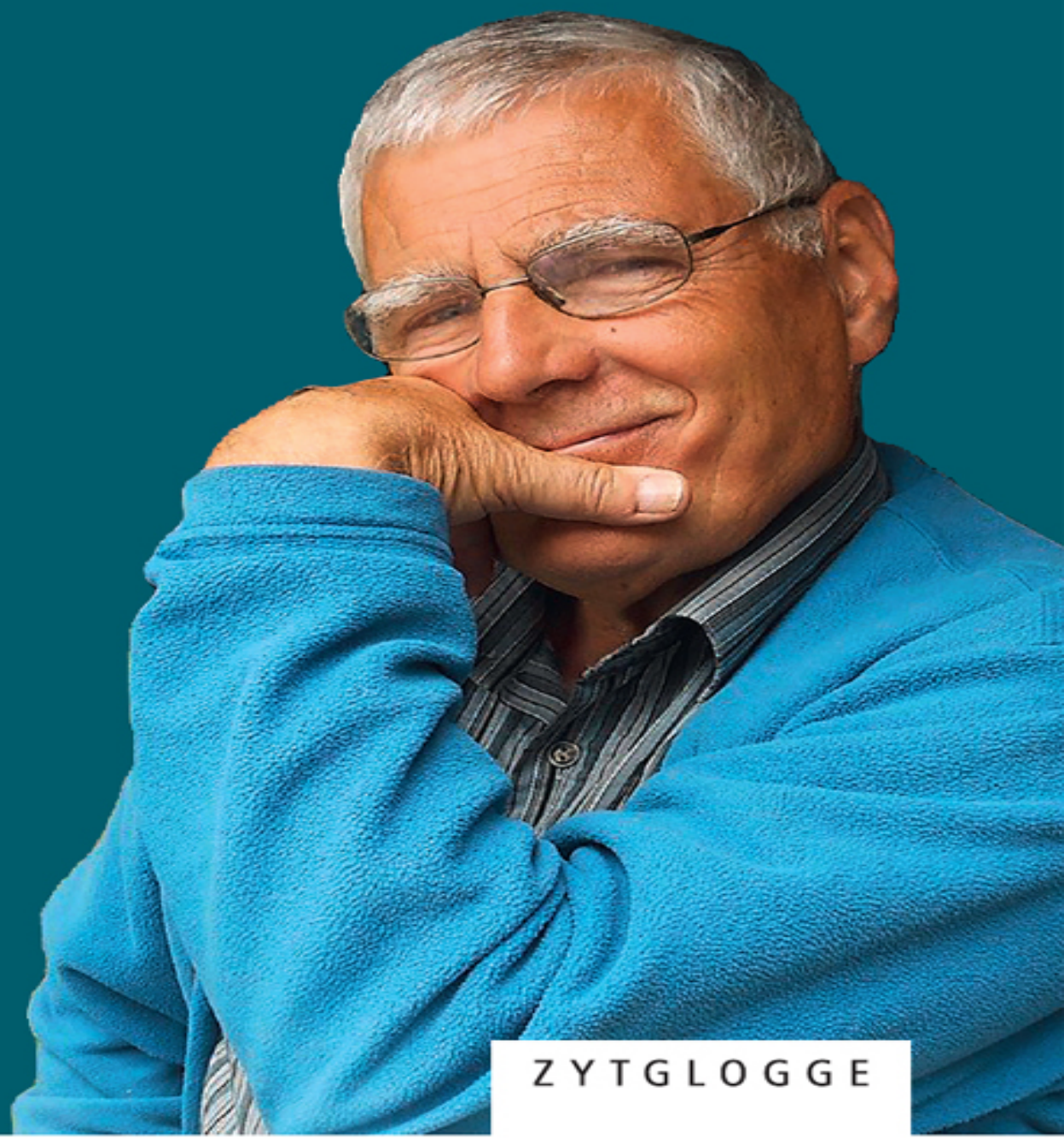


Dieter Imboden

ZUGEFALLEN

Ein Leben zwischen Menschen,
Wissenschaft und Umwelt



ZYTGLOGGE

«Das Leben fällt uns zu, es ist im wahrsten Sinne des Wortes zufällig», schreibt Dieter Imboden. «Doch das enthebt uns nicht der Verantwortung, dem Zugefallenen eine Gestalt zu geben.» In seinen Erinnerungen überblickt er eine Zeitspanne von bald 80 Jahren und wirkt immer noch jung und vor allem: unkonventionell. Der Autor erzählt, wie er als Bub in Küsnacht in einer siebenköpfigen Familie aufwächst, die Leidenschaft für die Bahn entdeckt und darüber nachdenkt, wer das «Ich» verteilt. Er berichtet über die Schulzeit in Basel, den Studienanfang in Berlin kurz nach dem Bau der Mauer und die Berufstätigkeit als Physiker und Umweltforscher, schildert sein Werben um seine Frau und wie er mit ihr eine Familie und HausWG gründet.

Ein tiefsinniges und humorvolles Buch, das dazu anregt, sich mit der eigenen Vergänglichkeit auseinanderzusetzen und zu staunen, wie viel in einem Leben Platz findet.

DIETER IMBODEN
ZUGEFALLEN

Der Zytglogge Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

© 2020 Zytglogge Verlag AG, Basel
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Dr. Irène Fasel
Layout/Satz: Zytglogge Verlag
e-Book: mbassador GmbH, Basel

ISBN ePub: 978-3-7296-2302-6
ISBN mobi: 978-3-7296-2303-3

www.zytglogge.ch

Dieter Imboden

ZUGEFALLEN

Ein Leben zwischen Menschen,
Wissenschaft und Umwelt

ZYT G L O G G E

Für Sibyl, Lorenz und Salomé

Inhalt

- 1 Das grosse Rätsel
 - 2 Familiäre Spurensuche
 - 3 Zeitordnung
 - 4 Ich?
 - 5 Abschied vom Rollenzuteiler
 - 6 Kulturschock in der Dalbe
 - 7 *Der Grüne Heinrich* im Baselbiet
 - 8 Lehrer fürs Leben
 - 9 Sibyl
 - 10 Musik
 - 11 Universitas
 - 12 Zwischen Partizipation und Opposition
 - 13 Anarchie und Nützlichkeit
 - 14 Des Forschers Ariadne
 - 15 Von den Umweltnaturwissenschaften zur *2000 Watt-Gesellschaft*
 - 16 Wissenschaft und globale Politik
 - 17 Der Baum
- Lebensdaten

Das Leben fällt uns zu, es ist im wahrsten Sinne des Wortes «zufällig» - nicht nur unsere Geburt, sondern alles andere auch. Doch das enthebt uns nicht der Verantwortung, dem Zugefallenen eine Gestalt zu geben. Auf jedem Lebensweg liegen Schätze, aber sie erscheinen uns meistens nicht so, wie wir sie erwarten. Wichtiger als die aktive Suche nach dem ««Vorgefassten» ist die Bereitschaft, mit offenen Augen das Unerwartete zu entdecken und sich danach zu bücken.

1 Das grosse Rätsel

Wie der Kindergärtner über seine Rolle nachdenkt, wieso Erinnerungen einem neuronalen Dendritenknäuel gleichen, und was man vom Brückenbauingenieur über das Leben lernen kann.

Was verbindet den älteren Mann mit dem Knirps, der in Küsnacht auf dem Weg in den Kindergarten die Entdeckung macht, dass er für eine Lebensrolle zuständig ist, welche er niemandem delegieren kann? - Der erste morgendliche Blick in den Spiegel und die Schmerzen in den Knochen sagen es deutlich: Dieser Körper ist schon lange nicht mehr der Gleiche wie derjenige des Buben an der Schwelle zur eigenen Identität. Und doch: Unabhängig von all den seither gemachten Erfahrungen und dem angehäuften Wissen fühlt sich der Alte im Innersten unverändert und dem damaligen Kindergärtner unendlich nahe. Das grosse Lebensrätsel von damals beschäftigt ihn noch immer: *Wieso bin ich «ich»?*

Niemand hat mich gefragt, ob ich die Rolle spielen möchte, die mir das Leben zuteilte. Kein Mensch ist je gefragt worden, aber wir alle müssen zur Kenntnis nehmen, dass man dieser Rolle nicht entrinnen kann. Natürlich kommt diese Einsicht nicht schlagartig; vielmehr nistet sie sich langsam und unmerklich in unserem Bewusstsein ein und tut dann so, als ob sie immer schon dagewesen wäre. «Hier hast du deine Rolle», sagt mir mein Ich, «mach eine gute Geschichte draus.»

Viel später, in meinen mittleren Lebensjahren, ich hatte mich längst in meinem Ich eingerichtet, wuchs in mir die Vorstellung, das Leben gleiche dem Bau einer Brücke über einen breiten Fluss, an dessen einem Ufer der Mensch in die Welt tritt – getreten wird – und an dessen anderem Ufer er wieder im Nichts verschwindet. Ich hatte, ohne mir darüber viele Gedanken zu machen, während vieler Jahre an meiner Brücke gebaut, einer Brücke, welche sich, wie eine moderne Konstruktion, bisher nur auf den einen Brückenkopf, demjenigen der Geburt, abstützte. Sorglos und voller Zuversicht, die einseitige Verankerung würde schon halten, baute ich mein Werk in einem schön geschwungenen Bogen in den Fluss hinaus. Irgendwann aber, ich hatte die Lebensmitte vermutlich längst überschritten, wurde mir klar, dass es nun höchste Zeit sei, auch an das jenseitige Fundament zu denken.

Quidquid agis, prudenter agas et respice finem – Was auch immer du tust, tue es klug und bedenke das Ende. Eines Tages ist man alt genug, auch den zweiten Teil dieses alttestamentarischen Leitspruches ernst zu nehmen, das *respice finem*, das mich in meinen jungen Jahren kaum beschäftigt hatte. Doch wie soll man das Ende bedenken und jenes andere Fundament ins Auge fassen, wenn man nicht weiss, wie breit der Fluss ist, weil Nebel das jenseitige Ufer verbirgt und man befürchten muss, dieses andere Ufer tauche vielleicht ganz unvermittelt auf und entpuppe sich als schwieriger Baugrund für ein solides zweites Fundament?

Natürlich hoffe ich – wer täte es nicht? –, mein Leben werde sich dereinst zu einem harmonisch geschwungenen Ganzen vollenden, doch erzwingen kann man diese Hoffnung nicht. Die Naturwissenschaften, die in meinem Leben eine zentrale Rolle spielen, haben mich gelehrt, dass der menschlichen *ratio* nur die *causa efficiens*, die wirkende Ursache, zugänglich ist, also – um im Bild zu

bleiben – das diesseitige Fundament der Lebensbrücke, während die *causa finalis*, die aristotelische Zielursache, falls sie existiert, jenseits der *ratio* liegt und dem Menschen verborgen bleibt.

So wuchs in mir die Erkenntnis, anstatt vergeblich nach dem jenseitigen Fundament meiner Brücke zu suchen, sei es sinnvoller, die wirkenden Ursachen meines Lebens aufzuspüren, den inneren und äusseren Kräften nachzugehen, welche mein Leben geprägt haben. Kräftelinien verlaufen nicht chronologisch, so wie auch unser Gedächtnis und unser Wissen im Gehirn nicht chronologisch geordnet sind, sondern entlang von Sinn- und Erfahrungszusammenhängen. Es gibt in jedem Leben Schlüsselmomente, gleichsam zelluläre Ausgangspunkte, bzw. – um das menschliche Gehirn als Metapher zu verwenden – Neuronen, von denen sich Dendriten (Nervenzellfortsätze) durch unser ganzes Leben ziehen, auf andere Zellen treffen, sich mit diesen verbinden und sich davon wieder trennen, sich dabei stetig verändern und sich so im Laufe unseres Lebens zu einem komplexen Knäuel verweben, in dem es schwierig ist, Anfänge und Enden, Ursachen und Wirkungen zu isolieren. So bleibt dem Nachforschenden nur der Versuch, irgendwo einen Erfahrungsstrang herauszuzupfen und ihm zu folgen. Was dabei herauskommt, muss immer Stückwerk bleiben, so wie auch der Neurologe, welcher der menschlichen Gehirnstruktur nachspürt, immer nur Teile des Ganzen in den Blick bekommt. Und doch, die Unvollständigkeit seiner Bemühungen hat den fragenden Menschen nie davon abgehalten, immer und immer wieder an einer anderen Stelle einen Faden aufzunehmen und seiner Neugierde zu folgen.

Fragen stellen und auf der Suche nach einer Antwort verschiedene Wege ausprobieren: Wie in der Forschung allgemein will ich es auch hier so halten, wo der

Gegenstand meiner Neugierde mein eigenes Ich ist. Dabei kann ich nicht wissen, wohin mich meine Suche führt und ob die so entstehenden, sich überschneidenden Lebensgeschichten am Schluss ein Bild ergeben, welches mich bei der Vollendung meiner eigenen Lebensbrücke unterstützt.

Natürlich bin ich mir dessen sehr wohl bewusst, dass ich den Leser mit meinem «Knäuel» assoziativer Themen, welche sich alle in ihrer eigenen Art durch mein ganzes Leben ziehen, weit mehr strapaziere als mit einem linearen Lebensbericht. Überschneidungen und Wiederholungen sind unvermeidlich. Doch lineare Lebensläufe sind mir suspekt. Wie heisst es bei Max Frisch: «Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.»¹

In einem Punkt gebe ich Frisch alias Gantenbein recht: Das Leben ist nicht *eine* Geschichte, das Leben ist vielmehr eine Art persönliche Anthologie, eine Sammlung von Geschichten, welche aus einigen wenigen, sich wiederholenden Grundthemen bestehen. Nicht diese Grundthemen machen uns als Individuum einzigartig, sondern die Art und Weise, wie wir sie für uns persönlich gestalten. Ich habe versucht, für meine Aufzeichnungen jene Geschichten auszuwählen, welche in meinem Leben zentrale Bedeutung haben.

1 Max Frisch, *Mein Name sei Gantenbein*, Suhrkamp, Frankfurt a. M., 1964, 45.

2 Familiäre Spurensuche

Wie während des Krieges in der Schweiz voller Zuversicht geheiratet wird und grosse Familien geplant werden, das Fotoalbum von Mutter Elisabeth für einen Rückblick dient, und was der frühe Tod von Vater Max für seine Frau und seine Kinder bedeutet.

Max Imboden und Elisabeth Stahel heiraten am 19. Juni 1941. Es ist der 26. Geburtstag von Max; Elisabeth ist achtzehn Tage älter als ihr frisch angetrauter Mann. In Europa herrscht Krieg. Vieles deutet darauf hin, dass die bis jetzt unbesiegt gebliebene Armee von Adolf Hitler schon bald ganz Europa beherrschen wird. Die Schweiz ist von den Achsenmächten eingekesselt. Noch hat es Hitler nicht als wichtig genug befunden, die Schweiz dem Dritten Reich einzuverleiben, aber man macht sich in der Schweiz weder in der Regierung noch in der Armee Illusionen darüber, dass er es tun könnte.

Trotz düsterer Aussichten lassen sich die Menschen nicht davon abhalten, einen Bund fürs Leben zu schliessen, Familien zu gründen und Kinder in die Welt zu setzen. Das Hochzeitsfest von Max und Elisabeth findet im Hotel Storchen in Zürich statt. Die Hochzeitsbilder zeigen eine kleine Schar festlich gekleideter Menschen an einer mit Blumen dekorierten Tafel vor reich beladenen Tellern, denen man die Nahrungsmittel-Rationierung nicht ansieht. Ein einziger Gast trägt die Uniform der Schweizer Armee. Man unterhält sich vortrefflich, lacht der Nachbarin zu

oder lauscht einer Rede. Hier scheint der Krieg für einen Augenblick vergessen zu sein.

Ich blättere im Hochzeitsalbum der Grosseltern, das sich im Nachlass meiner Mutter fand, und entdecke ein Bild, das dieses Glück nicht schöner ausdrücken könnte: Schelmisch und innig zugleich schaut die Braut zum Bräutigam zu ihrer Linken, das Gesicht umrahmt von einem der Zürcher Tracht nachempfundenen Brautschleier. Indes der Bräutigam, ein glücklich-verträumtes Lächeln im Gesicht, in eine undefinierbare Ferne blickt, während er der Rede des Brautvaters lauscht. Wie eine Gestalt aus einer Novelle von Gottfried Keller scheint Alfred Stahel, listig und über den Kopf seiner Tochter hinweg, dem Schwiegersohn gute Ratschläge zu geben, wobei er mit leicht erhobener rechter Faust seine Worte unterstreicht. Vergessen ist die dreijährige Verlobungszeit, welche der ökonomisch gestrenge Brautvater dem Paar aufgebremmt hat, bis der ungeduldige Bräutigam nach Abschluss von Studium und Doktorat in der Lage ist, selbständig eine Familie zu ernähren.





19. Juni 1941: Hochzeit von Max und Elisabeth Imboden-Stahel, Hotel Storchen, Zürich

Ein Zwiegespräch anderer Art dokumentiert ein Foto, das am selben Tag beim Apéro entstanden sein muss: An einem kleinen runden Tisch sitzt vor einem Wandgemälde, vermutlich im Werdmüller-Zimmer, die berühmte Ärztin aus St. Gallen, Frau Dr. med. Frida Imboden-Kaiser, Gründerin des Ostschweizer Kinderspitals und Mutter des Bräutigams. Stolz schaut sie zu ihrem Sohn auf, Doktor der Jurisprudenz, der neben ihr steht, die linke Hand in der Hosentasche, die rechte zu einer erklärenden oder beschwichtigenden Geste ausgestreckt. Man ahnt, dass hier ein schwieriges Kapitel familiärer Auseinandersetzung eine positive Wendung genommen hat.

Die tüchtige, selbstbewusste und manchmal auch herrschsüchtige Frida Kaiser und der sensible und in ökonomischen Dingen ungeschickte Psychiater Karl Imboden heirateten, als die beiden Mediziner bereits die Mitte Dreissig überschritten hatten. Die Ehe funktionierte nie besonders gut, zu verschieden waren die Temperamente. Nach einer frühen Trennung wurde sie schliesslich geschieden. Was Frida in St. Gallen am liebsten ganz verschwiegen hätte: Die drei Kinder, eine Tochter

gefolgt von zwei Söhnen, wurden im Scheidungsurteil nicht, wie es damals selbstverständlich war, alle der Mutter zugesprochen. Der ältere Sohn Max kam in die Obhut seines Vaters, mit dem er sich wesensverwandt und bis zu dessen frühen Tod im Januar 1941 sehr verbunden fühlte. Der Bannstrahl der durch das Gerichtsurteil zurückgesetzten Mutter traf nicht nur ihren ehemaligen Gatten, sondern auch den Sohn; er fiel bei seiner Mutter in Ungnade und wurde weitgehend enterbt. Vater Karl erlebte die Hochzeit von Max und Elisabeth nicht mehr. Nach seinem Tod stellte Frida den Krieg gegen ihren Sohn Max sukzessive ein, ja wandelte ihn später, als dieser Professor in Basel geworden war, in mütterlichen Stolz: «Mein Sohn, Professor Imboden in Basel...», hörte man sie später gerne sagen.

Pünktlich zehn Monate nach der Hochzeit, im April 1942, schenkt Elisabeth ihrer ersten Tochter, Regula Elisabeth, das Leben. Die Geburt ist in ihren Augen der Anfang jener grossen Familie, welche sie sich schon als Mädchen gewünscht hat. Etwa zwölf Kinder müssten es werden. Nur wenig mehr als zwei Jahre nach der Hochzeit, im August 1943, erreicht mit der Geburt des ersten Sohnes, Dietrich Max, die Familie bereits die Normgrösse von heute.

In Europa und der halben Welt tobt der Krieg mit unverminderter Heftigkeit. Max sorgt als Substitut des Bezirksgerichtes von Horgen, wo die junge Familie wohnt, für jenen Lebensunterhalt, welcher sein Schwiegervater gemeint hat, als er die Verliebten auf die lange Wartebank verwies. Dazwischen amtet er, wegen einer früheren Operation an der Lunge militärdienstuntauglich, als Luftschutzsoldat und übt mit den Bewohnern von Horgen den raschen Bezug der Luftschutzkeller und die Brandbekämpfung mit Eimerspritzen und auf den Dachböden gestapelten Sandsäcken.

Elisabeth, die junge Mutter, nimmt sich neben ihren wachsenden Pflichten im Haushalt von Anfang an Zeit, die Entwicklung der Familie in Wort und Bild für die Nachwelt zu dokumentieren. Mit ihrer gut leserlichen Schrift schreibt sie, in flüssigen und zuweilen langen, aber immer druckreifen Sätzen, welche kaum je eine nachträgliche Korrektur nötig machen, an einer Familienchronik. Gleichzeitig legt sie für jedes ihrer Kinder ein eigenes Fotoalbum an.

Als die erwachsenen Kinder Familien gründen und dabei ihre persönlichen Fotoalben mitnehmen, realisiert Elisabeth, dass sie dadurch einen Teil ihrer eigenen Geschichtsschreibung verliert und stellt nachträglich aus den Kinderalben ihre eigene Chronik zusammen. Darin blättere ich auf der Suche nach meinem damaligen Verhältnis zu Eltern und Geschwistern.

Oktober 1943: Der zwei Monate alte Dieter liegt staunend auf dem Rücken. Seine Schwester Regula beugt sich nachdenklich über ihn. Sie hantiert mit ernstem Gesicht am Arm des Bruders. Schliesslich entscheidet sie sich zur Tat und stopft dem Bruder, ob er es will oder nicht, den Nuggi² in den Mund.



Oktober 1943: Regula mit Bruder Dieter

Frühling 1944: Elisabeth, elegant gekleidet, einen rassigen Hut mit breiter Krempe auf dem Kopf, wendet sich, hinter dem Kinderwagen kauern, stolz und inniglich ihrem Sohn zu. Dieser sitzt vergnügt im Wagen, streckt seinen linken Arm der Mutter entgegen und berührt diese mit seinen kleinen Händen liebevoll am Kinn. Das Bild muss an der Seestrasse in Horgen entstanden sein.



Frühling 1944: Elisabeth mit ihrem ungefähr dreivierteljährigen Sohn Dieter

November 1945: Vater Max ist zum Rechtskonsulent der Stadt Zürich ernannt worden. Max und Elisabeth müssen sich im Hinblick auf das dritte Kind, das auf den kommenden April erwartet wird, nach einer grösseren Wohnung umsehen. Sie finden diese in Küsnacht, wo Elisabeth den grössten Teil ihrer Jugend verbracht hat und wo auch die Eltern Stahel wohnen. Zudem liegt Küsnacht näher am neuen Arbeitsort von Max.

An einem kalten Novembertag machen die Eltern mit ihren beiden Kindern einen Ausflug. Kahle Fichtenstämme ragen aus dem unterholzlosen Waldboden in den nicht sichtbaren November-Himmel empor. Max sitzt in dickem Wintermantel, den Hut tief ins Gesicht gezogen, auf einer

Bank zwischen seinen beiden Kindern, zur Linken Tochter Regula, zur Rechten Sohn Dieter, beide aufrecht neben dem Vater. Ihre Hände scheinen sich auf dessen Schoss leicht zu berühren, als ob sie über ihn hinweg geschwisterliche Zusammengehörigkeit ausdrücken möchten. Die gleiche Konstellation mit der Mutter in Pelzmantel und mit Kopftuch: Ihre Arme umfassen die beiden Kinder, die sich an die Mutter kuscheln oder von ihr zu sich herangezogen werden.



November 1945: Max und Elisabeth mit ihren ersten zwei Kindern Regula und Dieter

Was auffällt: Der Krieg ist zwar unterdessen vorbei, und doch schauen beide Eltern besorgt, ja niedergedrückt in die Kamera. Viel später erfahre ich, dass es für sie eine schwierige Zeit gewesen ist: Max sucht nach der für seine grossen Ideen adäquaten beruflichen Tätigkeit, Elisabeth im Trubel der wachsenden Ansprüche von Ehemann und Kindern im Rahmen einer Psychoanalyse nach ihrer eigenen Identität.

Im April 1946 kommt Christoph Niklaus zur Welt, an Weihnachten 1947 Johannes Ulrich. Im siebten Ehejahr ist die Familie bereits auf vier Kinder angewachsen. Regula und Dieter bilden fortan das Paar der «Grossen», Christoph und Hannes (wie Johannes genannt wird) die «Kleinen». Mutter Elisabeth hat mit ihren vier vorschulpflichtigen Kindern mehr als genug zu tun. Die neue Wohnung in Küsnacht liegt ein gutes Stück oberhalb des Dorfkerns. Ein Auto gibt es nicht, also müssen die Einkäufe zu Fuss die steile Allmendstrasse hinaufgeschleppt werden. Ob Elisabeth immer noch an ihren Traum von zwölf Kindern denkt?

Zumindest an mehr Wohnraum denken Max und Elisabeth. Im Jahre 1949 können sie dank der Erbschaft von Grossvater Stahel, der 1946 überraschend gestorben ist, das unbebaute Grundstück neben dem grossmütterlichen Haus an der Zürichstrasse kaufen. Dort entsteht ein von Architekt Franz Jung (Sohn von C.G. Jung) geplantes Haus. Im April 1950 bezieht die Familie ihr neues Heim, ein kleines Paradies mit einem grossen Garten, der ohne Zaun mit demjenigen der Grossmutter verbunden ist.

Die Kinder sind noch zu klein um zu ahnen, was die Versorgung der ganzen Familie an Arbeit und Geldmitteln benötigt. Im Gegenteil: Dass die Mutter wenig Zeit hat, kann ihnen nur recht sein, denn umso unbeschränkter sind

ihre Freiheiten. Die Nachbarschaft, der Wald, die Allmendstrasse hinunter ins Dorf, später die Zürichstrasse und der nahe See mit dem Küssnachter Horn, das alles sind Orte, die es - mit wachsendem Aktionsradius - zu entdecken gibt. Der Autoverkehr ist noch bescheiden, die selbständige Überquerung der Seestrasse traut man sich auch als Siebenjähriger zu, auch wenn es dort noch keine einzige Personenunterführung gibt.

Ab Frühling 1947 besucht Regula den Kindergarten, ein Jahr später Dieter. Im Laufe der Zeit übernehmen die Grossen immer mehr Verantwortung für die Kleinen. Im Frühling 1951 entsteht vor dem neuen Haus an der Zürichstrasse ein Foto von Dieter und Christoph: Die beiden Brüder marschieren Hand in Hand Richtung Dorf, links Dieter, der Zweitklässler, den Schulranzen am Rücken, rechts Christoph, das Znünitäschli³ umgehängt. Christoph geht seit wenigen Wochen in den Kindergarten, sehr gegen seinen Willen, so dass es jeden Morgen zu einem kleinen Familiendrama kommt. Wann immer der Stundenplan von Dieter es erlaubt, begleitet er seinen jüngeren Bruder bis zum Schulhaus an der Wiltisgasse, manchmal schiebt er ihn sogar auf dem Trottinett.





Frühjahr 1951: Dieter und Christoph an der Zürichstrasse (links) Dieter und Hannes im Garten von Grossmutter Stahel (rechts)

Auf einem weiteren Bild aus jener Zeit stehen Dieter und Hannes im Garten des grossmütterlichen Nachbarhauses, beide in Wintermänteln. Dieter blickt fürsorglich zum dreijährigen Bruder hinunter, seine rechte Hand liegt auf dessen Schulter, während Hannes, aufrecht wie ein kleiner Soldat, ernst in die Ferne schaut, als ob er dort Sicherheit für die Zukunft suchen würde.

Im Dezember 1951, vier Tage vor Weihnachten, kommt als fünftes Kind Dorothea Hedwig Esther zur Welt. Wie sich zeigen wird, ist die Familie jetzt, etwas mehr als zehn Jahre nach der Hochzeit von Elisabeth und Max, komplett. Zwei Mädchen, neun Jahrgänge, aber altersmässig beinahe zehn Jahre auseinander, rahmen die drei Buben ein. Es sind zwar nur fünf, nicht zwölf Kinder. Dieter findet aber schon diese Familiengrösse an der Grenze des Üblichen oder gar Schicklichen. Als ihm seine Mutter im Laufe des Sommers 1951 eröffnet, er bekäme um die Weihnachtszeit noch einmal eine kleine Schwester oder einen kleinen Bruder, will er dies in seiner Klasse besser nicht publik machen, denn so viele Kinder, sagt er, hätten nur arme Leute und Katholiken.

Doch das «arme Katholikenkind» scheint schon bald die besondere Zuneigung seines ältesten Bruders gewonnen zu haben. Im Sommer 1952 führt er die Schwester im Kinderwagen (ein rassiges Gefährt, Sportwagen genannt) gerne in Küsnacht spazieren. Die Mutter freut sich darüber. Nur einmal, als Dieter zu spät und etwas ausser Atem zum Nachessen erscheint, macht sie sich Sorgen. Er sei mit Dorothee bis an die Stadtgrenze von Zürich, zum Bahnhof Tiefenbrunnen gegangen (rund 8 Kilometer hin und zurück), um der Schwester dort das Zürcher Tram zu zeigen, erklärt er nachher seiner Mutter voller Stolz. Womit die Sache erledigt ist.

Weil Vater Max als Professor an die Universität Basel berufen wird, muss die Familie im Sommer 1953, nach nur drei Jahren, das Küsnachter Haus bereits wieder verlassen. Im Familienalbum findet sich eine Serie von vier Bildern von Dieter und Dorothee, welche im Februar 1954 im kleinen Garten des neuen Domizils am Hirzbodenweg in Basel entstanden sind: Aufmerksam Dieter, damals in der vierten Primarklasse und kurz vor dem Übertritt ins Gymnasium, seine dreijährige Schwester auf ihrer Erkundigungstour durch den Garten. Die Kamera schwenkt zur Seite, hinter den beiden erscheint ein hölzerner Puppenwagen, worauf Dieter sich zur Schwester hinunterbeugt, ihr etwas zuflüstert und versucht, sie zur Kamera zurückzudrehen, was ihm alsbald glückt. Die Hände noch auf ihren Schultern, erhebt er sich wieder und freut sich offensichtlich über die gelungene Inszenierung, während Dorothee die Deichsel ihres kleinen Wagens festhält und leicht verdutzt in die Kamera schaut.

